Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 7

Artikel: Die Franzosen haben die Schweiz noch nicht entdeckt
Autor: Nourissier, François
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074087

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE FRANZOSEN HABEN DIE SCHWEIZ NOCH NICHT ENTDECKT

Von François Nourissier

Aus dem Französischen übertragen von Virgile Boinay

Die Einwohner unserer Nachbarländer beschäftigen sich zwar viel weniger mit der Schweiz als wir uns mit ihnen. In letzter Zeit häufen sich aber doch wieder einmal — oft bemerkenswert freundliche — von Interesse zeugende Urteile aus unserer geographischen Umgebung. Im folgenden veröffentlichen wir auszugsweise einen in der Zeitschrift «Paris Match» unter der Rubrik «Les Parisiens» erschienenen Artikel.

Zwar enthält auch diese Stimme die offenbar nicht zu zerstörende Legende von den «schwerfälligen Berglern», während in Wirklichkeit unsere relative schweizerische «lourdeur» eine bäuerlich geprägte Erscheinung des Mittellandes ist. Und wenn wir ein Beispiel für Europa genannt werden, so fragen wir uns bei aller Dankbarkeit für das Kompliment, ob wir nicht überfordert sind, wenn wir es annehmen. Auch empfinden wir selber weder jenen Gegensatz zu Amerika, den Nourissier in uns hineinlesen möchte, noch möchten wir — wie er es in einem hier nicht veröffentlichten Teil seines Artikels empfiehlt — auf Neonröhren verzichten, um zu bleiben, was wir sind. Klee dürfen wir wohl trotz seinem Zürcher Wirken nicht für uns beanspruchen. Und wo hat wohl heute in der Schweiz François Nourissier noch einen Schweizer Kellner gefunden?

Aber solche Stimmen helfen doch mit, die wildesten Vorurteile zu zerstören, die über uns gerade bei unsern Nachbarn vor allem im 19. Jahrhundert aufgekommen sind und uns jeden Wert, ja manchmal jede nationale Eigenart überhaupt absprachen. Für uns wiederum ist interessant festzustellen, wie uns die Franzosen sehen, sowohl jene, die sich wie Nourissier um Wahrheit bemühen, wie jene, denen er vorwirft, uns nicht zu verstehen. D. R.

Scheinbar besteht die Schweiz nur, um zwei Leidenschaften zu befriedigen: erstens den Tourismus, zweitens die Freude, Urteile zu fällen. Schon seit mehr als hundertfünfzig Jahren verspüren die Reisenden ein grimmiges, unbändiges Verlangen, über die Schweiz ihre Meinung zu äußern: Voltaire, Goethe, Byron, Shelley, Musset, Hugo, Stendhal haben auf diese Weise ihr Herz erleichtert. In dieser Literatur ist der Honig mit Galle vermischt. «Schlechtes über die Schweiz zu sagen, ist ein europäischer Zeitvertreib», hat ein Belgier nicht ohne ein bißchen Neid gesagt. Auf alle Fälle ist es ein französischer Zeitvertreib.

Was werfen die Franzosen den Schweizern vor? Um mich kurz zu fassen: sie seien langsam, schwerfällig, «gastwirtlich», sauber, höflich, neutral und reich... Puh! Man sieht, dieser Angeklagte wird nicht leicht zu retten sein.

Fünf Millionen Gerechte

Der Ursprung von allem, die kleine Wunde, die sich verschlimmert, ist, daß jeder Ausländer, kaum hat er die Grenze passiert, sich in der Schweiz auf unerklärliche Weise an etwas schuld fühlt. Woran? Ein Stück Papier zu Boden geworfen, eine Blume aus einer Rabatte gepflückt, über die Schweizer Armee gelächelt oder die Waadtländer Aussprache imitiert zu haben, beeindruckt worden zu sein von einem gewissenhaften Zöllnergesicht? Selbst ein Deutscher erscheint hier ungelehrig, ein Amerikaner desorganisiert, ein Engländer ohne Bürgersinn. Die Eidgenossenschaft, die ist, im Gegensatz dazu, die «Legion der Gerechten».

Fünf Millionen «Gerechte»! Dadurch ein wenig vergewaltigt, revanchiert sich der Ausländer, indem er spöttisch wird. Er verbringt zehn Tage damit, von Montreux bis Interlaken, von Ascona bis St. Moritz, von Lausanne bis Crans-sur-Sierre zu hupen, und schon

ist sein Urteil gebildet: Kühe, Banken, Hotels. In seinem Geist finden die Esser der Milchschokolade keine Gnade.

Wenn ein Franzose vor mir diese überzeugenden soziologischen Weisheiten von sich gibt, dann denke ich an jene Amerikaner, die sich ihre Meinung über Frankreich in zwei Wochen bilden, indem sie sich vom «bateau-mouche» auf der Seine bis zur «Place du Tertre» und vom «Son et Lumière» von Chambord zu den kostspieligen Felsen von «Eden-Roc» begeben.

Stolz auf ihre Berge

Aber fassen wir einmal diesen Stier bei den Hörnern. Die Schwerfälligkeit? Ich liebe es, daß die Schweizer eben in ihrem Boden verwurzelt geblieben sind. Jeder französische Städter hat einen Großvater am Kuhschwanz, aber er schämt sich auf lächerliche Weise darüber. In der Schweiz jedoch ist es das Gegenteil: jeder fühlt sich dem Bauernhaus, dem Chalet, der Alp nahe und ist stolz darauf. Es gibt fast keine Vorstädte um schweizerische Städte: diese haben sich gleichsam direkt auf die Landschaft gelegt. Man springt vom Stein ins Gras ohne vorstädtisches Fegefeuer. Die schweizerische «lourdeur» ist bäuerlich und berglerisch. Selbst im Herzen von Genf oder Zürich haben Schnee und Wind ihre Bedeutung. Die Menschen haben weder die Neigung noch die Gewohnheit verloren, den Himmel zu befragen.

Die Hotellerie? Die Schweiz ist das einzige Land Europas, in welchem ein etwas heikler Mensch sich ausruhen kann ohne jedwelche falsche Scham. Bedient man ihn? Ja, und besser als anderswo. Aber hier bedient man ihn mit Stolz, weil Gästebedienen ein schwieriger und ehrenhafter Beruf ist. Der französische «garçon» murrt, der italienische «cameriere» macht zuviel des Guten, der deutsche «Herr Ober» zu wenig. Der Schweizer Kellner aber macht genau das, was man sich erhofft. Nicht mehr und nicht weniger. Dieses vollendete Maß ist das Geheimnis der Erholung in der Schweiz. Im übrigen ist diese Gastlichkeit weder zurückhaltend noch dienstbeflissen.

Die Sauberkeit, die Höflichkeit? Jene, die gerne fettfleckiges Papier auf dem Rasen sehen, und freche «boutigniers» werden ihre Steine werfen nach diesen Meistern der Geranienzucht, nach diesen «recordmen» des «Bitte» und des «Danke vielmal» bei jeder kleinen Geste des Alltags.

Die Neutralität? Ich überlasse die Freude, sich darüber lustig zu machen,gerne jenen, die den Krieg dem Frieden vorziehen. Diese Würde – die uns manchmal einschüchtert – der Waadtländer Winzer, der Appenzeller Holzhauer, der Arbeiter der Dixence, entspringt sie nicht vielleicht dem Stolz darauf, seit langer Zeit schon freie Männer zu sein? Öfters, wenn ich in der Schweiz herumwandere, denke ich daran: diese Bauern, die mich vorbeigehen sehen und mich mit so wenig Zurückhaltung grüßen, seit wie lange schon haben sie nicht den räuberischen Soldaten gekannt, die Unverschämtheit in dem auf ihre Frau oder Tochter gerichteten Blick des Siegers?

Früher haben sich die Schweizer geschlagen. Sie haben die Kaiserlichen besiegt, auch die Burgunder, manchmal die Franzosen, sie haben sich auch für uns geschlagen, gegen Entlöhnung, als gute Kriegshandwerker. Sie haben sogar lange Zeit unsere Könige bewacht . . . Schließlich haben sie die schwerste aller Schlachten gewonnen: den Frieden. In ihm haben sie ihre Häuser erhalten und ihre Städte verschönert, sagenhafte Eisenbahnen konstruiert und das automatische Telephon bis in die entlegenen Winkel des Hochgebirges eingerichtet. Sind das bloße Mädchen-Tugenden? Ach, ihr ewigen französischen Krieger, durch Siege und Niederlagen abgenützte alte Kampfhähne, lernt doch an diesem Beispiel Häuser den Ruinen, Toleranz dem Haß vorziehen!

Eine handwerkliche Schönheit

Jenen schließlich, die der Schweiz weiß welchen Materialismus, zudem Mangel an Seele und Schöpfergeist vorhalten, denen werfe ich aus dem Stegreif zu: die Malerei (Klee, Giacometti, Hans Erni), die Literatur (Ramuz, Cendrars, Cingria), die Kühnheit (Juillard), die Musik (Honegger), die Architektur (Le Corbusier), den Film (Michel Simon, Jean-Luc Godard). Und früher: Rousseau, Constant, Germaine de Staël, Jakob Burckhardt, Amiel. Und dann werde ich sie auf Reisen schicken, um die wahre schweizerische Schönheit zu entdecken, die sich nicht überhebt wie «die schönste Kathedrale», «der berühmteste Altar» usw., sondern sich überall niederläßt, auf den Brunnen der Plätze, an den Giebeln

der Häuser, in der Harmonie der Städte. Die schweizerische Schönheit ist nicht prunkvoll: sie hat die Dörfer den Schlössern, die Bürgerhäuser dem Patrizier-Fimmel vorgezogen. Es ist eine alltägliche Schönheit, das Anti-Versailles, eine Schönheit von Maurern und Handwerkern: jene, die allen gehört.

Die Schweiz, das ist das Zentrum und die vitalste Stätte einer noch vagen Idee, welche wir einfach Europa nennen. Zwischen Furka und dem Oberalp, auf jedem Dach, von dem aus zugleich das Wasser zur Camargue und zum Schwarzen Meer fließt, fühlt sich ein Europäer mitten im eigenen Herzen, im Herzen jenes Mysteriums, welches aus ihm einen unheilbar Fremden in New York wie in Moskau macht. Es ist nicht einfach, sich als Europäer zu fühlen. Zu viele Kämpfe haben die Familie zerrissen. Die Schweizer, die fünfhundert Jahre gebraucht haben, um mit diesen absurden Schlachten aufzuhören, können uns Lehre und Beispiel geben. Graubünden ist nicht eine Art wildes Österreich, das Berner Oberland kein humanisiertes Bayern, das Wallis kein herberes Savoyen, «ce sont les provinces d'un petit pays qui tend un miroir à l'Europe et lui propose une recette, un exemple».

Kennen wir unsere Pflanzen?

Von Dr. Jakob Schlittler

Der doldige Milchstern

Das alljährliche Erleben, wie im gleichen immerwährenden Rhythmus ein Gewächs nach dem andern erwacht und blüht, gehört zu dem Geheimnisvollsten und Schönsten. An unsern Frühlingsblühern vollzieht sich das Werden am sinnfälligsten, weil sie zuerst wie Einzelgänger auf uns einwirken. Bald darauf aber brechen sie in Scharen hervor und verkünden so den Einzug des Frühlings. Viele von ihnen haben zufolge ihrer Auffälligkeit auch träfe Namen erhalten. Sie sind dem Volk zu Stadt und Land bekannt. Ihr Blühen ist kurz und dauert nur wenige Wochen. Sie scheinen es sehr eilig zu haben, diese Frühlingsblüher, hernach für zehn Monate wiederum in Schlaf zu versinken. Und so lange müssen wir warten, bis wir uns an ihnen wieder freuen können.

Zu diesen Gewächsen gehört auch der doldige Milchstern (Ornithogalum umbellatum), der auf den Äckern, in Rebbergen und in Wiesen im April büschelweise seine schnittlauchähnlichen Blätter hervorsprossen läßt und später an sonnigen Frühlingstagen seine milchweißen, sechsstrahligen Blütensterne öffnet. Wie verschwunden ist die Pflanze am Abend oder bei Regenwetter. Denn wenn die Sonne nicht am Himmel steht oder kalte Winde über die Felder streichen, dann schließen sich die Sterne, und weil ihre Kronblätter auf der Außenseite einen breiten grünen Mittelstreifen tragen, beachtet man die Blume kaum noch.

Ein Rätsel gibt uns dieses schmucke Zwiebelgewächs aus der Familie der Liliaceen am Ende seiner Blütezeit auf. Gleich nach dem Verblühen strecken sich die Blütenstengel stark in die Höhe, als wollten sie mit dem aufsprossenden Grase wetteifern. Aber statt zu verholzen werden sie bald schlaff und fallen um. Der Fruchtstand mit den vielen kleinen Kapseln sinkt zu Boden, und bei schönem Wetter kollern die schwarzen Samen aus ihnen heraus.

Wir können es kaum verstehen, daß ein Gewächs, das so weit verbreitet ist, seine Samen in nächster Umgebung der Mutterpflanze entläßt. Aber nun entdecken wir des Rätsels Lösung: Ameisen kommen, bemächtigen sich der Samen, transportieren sie fort, nagen an der ölreichen Oberhaut, ohne jedoch das Innere des Samens zu verletzen. Der Milchstern bietet in den Samen den Ameisen Futter an, und zum Dank dafür verbreiten ihn diese fleißigen Tierchen.

Deshalb nennt man solche Pflanzen mit dem Fachausdruck «Ameisenwanderer» (Myrmekochoren). Sie treten besonders häufig längs Ameisenstraßen und um Ameisennester auf. Viele andere Frühlingsblüher, wie die Leberanemone, die niedrige gelbe Frühlingsprimel, manche Veilchen und das Buschwindröschen gehören auch zu ihnen.